Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 147. **Sonnabend** den 21. März 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. März.

Der vielbesprochene, auf Antrag des Abg. Dr. **Lieber** einstimmig gefaßte Beschluß der Budgetcommission des Reichstags, daß für das laufende und das nächste Etatsjahr die Hälfte der Ueberschüsse der **Reichseinnahmen** zur Schuldentilgung verwendet werden soll, ist, wie vorauszusehen war, vom Bundesrathe abgelehnt worden. Seine Mehrheit ist allerdings bereit, zu einer solchen Verwendung der Hälfte der Ueberschüsse des Jahres 1896/97 die Hand zu bieten, aber von einer gleichen Verwendung der Ueberschüsse des Jahres 1895/96 kann keine Rede sein; überdies erklärt der Bundesrath es für unzulässig, daß ein bestehendes Gesetz durch das Etatsgesetz abgeändert werde, und verlangt ferner, daß die Einzelstaaten, wenn die Ueberschüsse aus den Ueberweisungssteuern ganz oder theilweise zur Schuldentilgung verwendet werden, auch eine Gewähr dafür bekommen, daß sie gegen Zuschüsse an das Reich gesichert werden. Dies der kurze Sinn der gewundenen Rede, in welcher gestern im Reichstage der Reichsschatzsecretair Graf Posadowsky den Beschluß des Bundesraths mittheilte. Dieser hat sich also genau auf denselben Standpunct gestellt, den wir von vornherein gegen den Beschluß der Budgetcommission eingenommen haben. Sie hat nunmehr einen neuen Beschluß zu fassen, wenn sie ihn nicht schon gestern Abend gefaßt haben sollte. Wie er ausfällt oder bereits ausgefallen ist, wird man ja wohl im Laufe des Tages erfahren. Jedenfalls hat sie sich durch die einstimmige Annahme des Antrages Lieber keinen Ruhmestitel erworben. Mildernd kommt allerdings der Umstand in Betracht, daß Graf Posadowsky, der recht wohl die staatsrechtliche Unzulässigkeit des Antrages, wie die gerechtfertigten praktischen Bedenken der Einzelstaaten gegen eine Beschränkung ihrer Einnahme hätte würdigen können, den Antrag nicht energisch genug bekämpfte, oder vielmehr empfahl als bekämpfte. Aber immerhin hätte die Commission wissen können, daß man nicht mir nichts dir nichts durch das Etatsgesetz andere Reichsgesetze zeitweilig außer Kraft setzen und unmöglich den den Bundesrath bildenden Einzelstaaten zumuthen kann, auf einen Theil der ihnen gesetzlich zustehenden Ueberweisungen aus der Reichscasse zu verzichten, ohne eine Gewähr gegen Heranziehung zu erhöhten Beiträgen für diese Casse zu erlangen. Jetzt hat die Commission die Frucht ihrer Uebereilung zu kosten. Es wird nicht leicht sein, aus der Sackgasse herauszukommen, in die sie vom Centrum sich hat führen lassen. Und Letzteres wird wohl in den sauren Apfel beißen müssen, durch eine Refokation seine Geneigtheit zur Mitwirkung an einer organischen Reichsfinanzreform, welches ein festes Verhältniß zwischen dem Reichs- und dem Staatsfinanzwesen schafft, zu bekunden und sich dadurch für eine Reform festzunageln, die durch den Antrag Lieber hintertrieben werden sollte.

Nachdem die erste Aufregung über die Reichstagsdebatten, deren Kosten Herr Dr. **Peters** zu tragen hatte, sich gelegt hat, lenkt sich die Aufmerksamkeit auf die Rolle, die der Director des Colonialamts, Herr Dr. **Kayser**, in diesen Debatten gespielt hat. Das Urtheil über diese Rolle fällt nur in der demokratischen und der socialdemokratischen Presse günstig aus, herb dagegen in conservativen Blättern, am derbsten in der „Schles. Ztg.", die zu folgendem Schlusse kommt:

Er (Dr. Kayser) hat den Angeklagten preisgegeben, wo er ihn vertheidigen wollte. Er hat andere Colonialbeamte und Afrikareisende verdächtigt, um den Angeklagten in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Er hat endlich, als er dieserhalb getadelt wurde, neues, bisher unbekannt gewesenes Material gegen den Angeschuldigten vorgebracht, um sich selbst zu entlasten. Statt klar und deutlich zu sagen, ob er die Anklagen für zutreffend halte oder nicht, hat er, ohne es zu beabsichtigen, den Angeschuldigten sowohl wie alle Afrikaner durch den Vergleich mit den spanischen Blutbunden Pizarro, Coeleo u. s. w. von vornherein discreditirt. Er hat alsdann sich zum folgenden, gleichfalls zur Entlastung des Herrn Peters bestimmten Satze verstiegen:

„Von den bekannteren Afrikanern giebt es fast keinen, der nicht wegen mancher seiner dortigen Handlungen schwer angegriffen worden ist. Wir besitzen nur Einen, der von allen seinen Querzügen durch Afrika, von seinen kriegerischen und wissenschaftlichen Zügen einwandsfrei zurückgekehrt ist: das ist der Gouverneur von Wissmann."

Jedenfalls können die verdienten Afrikaner, wie Etz, Rautsch, Graf Schweinitz, von Schele, Rochus Schmidt, Stuhlmann, Baumann und viele, viele andere, sich bei Herrn Kayser für dieses Compliment bedanken. Gerade diese Art einer angeblichen Vertheidigung ist um so widersinniger und unsoldatenmäßiger, als sie beweist, daß Herr Kayser sich die Tendenz des socialdemokratischen Angriffes nicht im Geringsten klar gemacht hatte. Wäre ihm nunmehr auch die persönliche Reinwaschung des Herrn Peters geglückt, so hätte er der Tendenz der Socialdemokratie dennoch die höchste Förderung angedeihen lassen, da er selbst zu indirect zugestanden hatte, daß mit Ausnahme Wissmann's kein Afrikaner sittlich intact sei. Das aber will ja die Socialdemokratie gerade beweisen. Wie steht es denn aber mit Wissmann? Hat nicht gerade unter unter Mitwirkung des Herrn Kayser die Kaltstellung Wissmann's während eines fünfjährigen bedeutungsvollen Zeitraumes stattgefunden? Und hat nicht Alles, was Graf Caprivi gegen Wissmann vom Bundesrathstische aus erklärt hat, später vollständig zurückgenommen werden müssen? Ist Herr Kayser ganz sicher, daß er nicht die entehrenden Bemerkungen, welche er jetzt den anderen Afrikanern ins Gesicht schleudert, auch wird zurücknehmen müssen? So unverantwortlich hat Herr Kayser gesprochen, obwohl er es in der Hand hatte, auf Grund ungenügender Informationen jede Auskunft über die Sache zu verweigern. Die Disciplinaruntersuchung gegen Dr. Peters ist einzig und allein wegen seines angeblichen Briefes an den englischen Bischof Tucker eingeleitet worden. Peters leugnet die Existenz dieses Briefes, ebenso wie er entschieden leugnet, daß er seine Zeitgenossin überhaupt, geschweige denn wegen deren angeblicher Beziehungen zu den geheimen Dienern, habe hinrichten lassen. Herr Kayser ist über die Sache nicht unterrichtet. Dennoch spricht er allerlei ungereimtes Zeug, entschuldigt und beschuldigt, wo er überhaupt nichts auszusagen hat, und verbittert so der Socialdemokratie zum Nahme einer Hüterin der Sittlichkeit in einem Falle, in welchem sie vielleicht nur gelogen und verleumdet hat, im Grunde also selbst auf die Anklagebank gehört. Es ist jetzt in den Colonialdebatten üblich geworden, jedes Vergehen eines Colonialbeamten gegen das sechste Gebot als ein criminell strafbares Verbrechen darzustellen. Namentlich die socialdemokratischen Vertreter der „freien Liebe" thun sich hierbei hervor. Wo solche Vergehungen von Beamten öffentliches Aergerniß erregen, müssen sie selbstverständlich disciplinarisch geahndet werden. Das ist nun seitens des Herrn Kayser keineswegs überall geschehen, wohl aber hat er bisher unbekannte, auch im Reichstag gar nicht zur Sprache gebrachte Fehltritte eines hart angegriffenen Beamten der Oeffentlichkeit preisgegeben, obwohl er selbst sich nicht veranlaßt gesehen hat, gegen diesen Beamten einzuschreiten. Er hat es gethan, nur um sein eigenes parlamentarisches Ungeschick in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Welchen anderen Zweck konnte es haben, da ja doch die Art der früheren Beziehungen des Herrn Peters zu der hingerichteten Mädchenperson ganz gleichgiltig ist, wenn die Angabe des angegriffenen Beamten, daß die Hinrichtung wegen Hochverraths erfolgt sei, auf Wahrheit beruhte? Oder sollte der Hochverrath wegen dieser früheren Beziehungen straflos bleiben? Es ist ferner im Parlamente üblich geworden, jede Tödtung eines Eingeborenen wie einen im Centrum Berlins begangenen Mord zu beurtheilen, ganz gleichgiltig, ob die Anwendung rigoroser Strafmittel gegen die Eingeborenen mit Rücksicht auf die Sicherheit einer ganzen Expedition nothwendig ist oder nicht. Auch hier hat Herr Kayser es nicht verstanden, den Wahrspruch gebührend zu kennzeichnen, der in der demokratischen Beurtheilung der in Afrika vorkommenden Tödtungen von Negern liegt. „Räuber" und „Mörder" ruft Herr Bebel, der die Erinnerung der „Geiseln" durch die Pariser Commune als eine Großthat feiert, der nach diesem nichtswürdigen und grecklosen Blutbade folgende Worte am 25. Mai 1871 im ersten Reichstage sprechen konnte:

„Seien Sie überzeugt, das ganze europäische Proletariat und Alles, was noch ein Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit in der Brust trägt, sieht auf Paris. Und wenn auch im Augenblicke Paris unterdrückt ist, dann erinnere sich Sie daran, daß der Kampf in Paris nur ein kleines Vorpostengefecht ist, daß die Hauptsache in Europa uns noch bevorsteht."

Herr Kayser hat sich in der letzten Colonialdebatte weder klar gemacht, zu wem er zu sprechen hatte, noch ist er sich der Pflichten deutlich bewußt gewesen, die er bei dem, was er sagte und verschwieg, gegenüber der ihm unterstellten Beamtenschaft zu erfüllen hatte, noch auch hat er es verstanden, die Ehre des deutschen Staates kraftvoll und besonnen zu vertreten. Selten dürfte wohl an so verantwortlicher Stelle so unverantwortlich geredet werden sein. Mit Ausnahme der demokratischen Kreise wird kaum Jemand in deutschen Landen sonderlich erfreut sein, wenn bei künftigen Reichstagsdebatten die Vertheidigung der Colonialverwaltung wiederum Herrn Dr. Kayser anvertraut werden würde."

Wir glauben, Ursache zu der Annahme zu haben, daß auch der Reichskanzler wenig erbaut ist von der Haltung, die Herr Dr. Kayser in der „Peters-Debatte" eingenommen hat.

In der **Sudanangelegenheit** hat der **Dreibund** durch sein exactes Functionniren wieder einmal seine ungemein praktische Brauchbarkeit und politische Zuverlässigkeit dargethan. Es hat nicht erst vieler Umschweife bedurft, sondern in kürzester Frist war das Londoner Cabinet im Besitze der Antworten aus Berlin, Wien und Rom. Es ist das jedenfalls ein Beweis dafür, daß die informirten Kreise Mitteleuropas Recht hatten, als sie gelegentlich der neulichen Anwesenheit des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen, Grafen Goluchowski, in Berlin, wiederholt mit vieler Bestimmtheit versicherten, daß zwischen Wien und Berlin in allen Puncten Uebereinstimmung herrsche. Dasselbe gilt selbstverständlich auch bezüglich des römischen Cabinets. Man kann wohl sagen, daß die Verständigung der Dreibundmächte ebenso rasch in irgend einem anderen Falle, als in dem zur Rede stehenden erfolgen würde, eben weil sie sich mit gleichsam mathematischer Sicherheit aus der grundsätzlichen Gemeinsamkeit der Anschauungen ergiebt, die in Berlin, Wien und Rom hinsichtlich der gesammtpolitischen Lage und der Stellungnahme des Dreibundes zu derselben gehegt werden. Mit dieser That rechnet man, wie die Entwickelung der afrikanischen Dinge zeigt, in Paris nicht minder wie in London. Dort ist man natürlich wenig erbaut darüber, hier ist man zu der Einsicht gekommen, daß der Dreibund, den man eben erst zum Teufel gewünscht und gegen den man dem französischen Revanchedurst wieder neue Nahrung zu geben beflissen war, den Interessen Englands doch besser entspricht, als jede andere Machtcombination. In London ist man denn auch voller Befriedigung über die Unterstützung, welche man unerwartet von dieser Seite erfahren hat. Man redet von der Erneuerung herzlicher Beziehungen zu den drei „Genossen", von einer That „echter Freundschaft" und jubelt darüber, daß die Isolirung Englands nur in der Phantasie seiner Gegner bestanden habe. Wer aber mehr in diesen englischen Preßäußerungen erblicken wollte, als die Quittung über ein gutes Geschäft, würde sich gründlich irren. Man prahlt dort nur mit den neuen „Genossen" und schlägt Vortheil aus der moralischen Unterstützung des Dreibundes, weist aber weit die Möglichkeit von sich ab, zu demselben in engere Beziehungen zu treten, welche England auch nur die kleinste Verpflichtung auferlegen könnten und führt fort, gegen Deutschland dieselbe arrogante Sprache zu führen, wie vorher. Den Angriffen der französischen Presse rechnet man das nationale Vorurtheil zu Gute, den „noch bitteren" Angriffen deutscher Kritiker aber spricht man jede Berechtigung ab, da die englische Operation „höchstens" dem Bundesgenossen Deutschlands zum Vortheil gereiche und den deutschen Journalisten wirft der dem Ministerium Salisbury sehr nahe stehende „Standard" vor, daß sie durch die „französische Brille" sehen. Nun, die deutsche Presse wird sich das Recht, die auswärtige Politik Englands zu kritisiren, nicht nehmen lassen, um so weniger, als sie an eine englische Rücksichtnahme auf deutsche Interessen nicht gewohnt ist und Dank für den jüngsten Dienst nicht erwartet. Deutschland leistet demselben lediglich seinem schwer bedrängten italienischen Bundesgenossen, sonst will es damit Niemanden etwas zu Lieb oder zu Leid thun und es wäre sehr verkehrt, wollte man in der Unterstützung des englischen Griffes in die egyptische Staatscasse eine Schwenkung der Politik Deutschlands erblicken. Die Verhältnisse in Afrika, wo noch Alles im Werden ist, sind so geartet, daß die Mächte nur von Fall zu Fall mit- oder gegeneinander gehen können. Das deutsche Reich steht in der Sudanfrage klar und entschieden auf Seiten Italiens und somit auch auf Seiten Englands, während Großbritannien sonst sowohl in Ost, wie in West-Afrika unser ausgesprochener Gegner ist. Dann darf auch an die Transvaalfrage erinnert werden, die noch lange nicht abgeschlossen ist. Dort in Südostafrika verfolgt Deutschland aus denselben wirthschaftlichen Gründen dieselbe Politik wie Frankreich; in der Delagoabai befindet sich schon ein deutsches Kriegsschiff und von französischen Interessenten wird die Absendung französischer Kriegsschiffe verlangt. Das Uebergreifen und Zusammenfließen der Interessen sonst weit auseinandergehender Staaten in den einzelnen Theilen des schwarzen Continents giebt der Afrikapolitik etwas Unberechenbares und so ist auch die deutsche Politik im Augenblick nichts anderes als — Gelegenheitspolitik. Dafür wird es auch an den maßgebenden Stellen in Paris und Petersburg nicht an Verständniß fehlen.

Wie sehr der Einfall **Jameson's** in **Transvaal** den englischen Interessen geschadet hat, zeigt die Stellungnahme des gegenwärtig in Burgersdorp tagenden Congresses der Afrikander-Bundes, der einen Beschluß gefaßt hat, in welchem er die Burghers des Transvaal beglückwünscht zu ihrer Abwehr eines hinterlistigen Angriffes und ihrem in der Stunde des Sieges bewiesenen Edelmuth. Nach dem Vorschlage des Vorsitzenden des Bundes, Hofmeyr, sollte eine gründliche Untersuchung über Dr. Jameson's Einfall eingeleitet werden. Die Rechte der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft müßten beschränkt werden, damit sich in Zukunft nichts Derartiges wiederhole. Eine mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattete Parlaments-Commission möge die Untersuchung führen. Nur auf diese Weise könne Licht über die Frevelthat und ihre Anstifter verbreitet werden. Der Congreß hob hervor, daß Cecil Rhodes nicht nur Director der Südafrikanischen Gesellschaft, sondern auch Premierminister der Cap-Colonie gewesen sei. Als solcher habe er die Unterstützung der Afrikander gemessen. Jetzt seien drei Monate verstrichen, ohne daß Rhodes seine Handlungsweise gerechtfertigt habe. Rhodes müsse sich gegen die Beschuldigung vertheidigen, daß er um die Ansammlung von Truppen an der Grenze des Transvaal und deren

---

Feuilleton.

Gottbegnadet.

8] Roman von Konrad Telmann.

Nachdruck verboten.

Thea war roth geworden. „Cousine Asta erzählte gestern, Sie sagten jedes Mal erst, Sie wären heiser, damit man nachher um so angenehmer enttäuscht wäre!" brachte sie zu ihrer Entschuldigung heraus.

„Quel enfant terrible!" lachte Frau Marcella.

Harry hatte erst eine grimmige Miene gemacht. „Ach, Frau von Flügge!" sagte er in halb wegwerfendem Ton; dann glätteten sich seine Züge. Er sah Frau Marcella an und lachte unbefangen mit.

„Das war doch nun wieder reizend", sagte er, „nicht? Diese Kindlichkeit ist zu entzückend."

Dann wandte er sich zu Thea um, die verlegen lächelnd in den Schooß blickte, und sagte mit einer Verbeugung: „Ich danke Ihnen für die Lehre, mein Fräulein! Frau von Flügge hat aber eine böse Zunge und verleumdet gern. Ich bitte Sie, in Zukunft immer nur auf Ihr eigenes Urtheil etwas geben zu wollen!"

Nach einer nochmaligen Verbeugung ließ er sich auf den Clavierfessel nieder und spielte rasch hintereinander ein paar Läufe. Dann hielt er inne und sagte: „Das ist auch so dumm, daß ich so wenig Clavier spielen kann. Kaum daß ich mich zur Noth begleite. Man ist so abhängig. Und ich denke mir auch, wenn ich spielen könnte — so recht nach Herzenslust, wissen Sie, ganz frei, ganz als Meister des Instruments —, wie oft würde man da seiner Stimmungen Herr werden können beim Phantasiren, wie oft könnte man sich ausgrollen und austrasen, und wäre nachher wieder friedlich und ruhig und glücklich. Mit dem Singen geht das nicht so."

„Warum haben Sie denn nicht Clavierspielen gelernt oder lernen es jetzt noch?" fragte Frau Marcella.

„Lieber Gott", rief Harry, „woher denn die Zeit nehmen? Aber nun: was soll ich singen? Groß ist mein Repertoire nicht. Aber was ich singe, sing ich wie kein Anderer. Also? Haben Sie Vorschläge?"

Frau Marcella nannte ein paar Lieder, die er alle nicht kannte. „Singen Sie Wagner!" rief Thea. „Ganz gleich, was es ist! Für Wagner schwärme ich. Das ist doch das Größte und Erhabenste in der Musik."

„Ja", sagte er, „kann sein. Aber Wagner ruinirt Einem die Stimme für den bel canto — das ist das Schlimme. Ein wahrer Berderber ist er, wenn man ein so zartes Organ hat wie ich. Lieben und hassen muß man ihn zu gleicher Zeit. Aber Ihnen zu Liebe, mein Fräulein, und damit Sie mich nicht mehr verleumden —." Er schlug ein paar Accorde an und begann aus dem ersten Act der „Walküre" zu singen.

Seine Stimme war glockenklar und erschien heute machtvoller als gestern. Bei dem „Winterstürme wichen dem Wonnemond" blickte Thea mit einem schwärmerisch leuchtenden Ausdruck zu ihrer Mutter hinüber, die ihr lächelnd zunickte. Sie selbst war erstaunt und ergriffen. Als Harry geendet hatte und mit einer nicht ganz natürlichen Pose der Ermüdung am Clavier lehnte, die Augen halb geschlossen, rief sie: „Bravo! Bravo! Das war meisterhaft!"

„Ja", sagte er ganz ruhig, „ich bin heute gut disponirt. Und nun mehr!"

Er sang noch „Herz, mein Herz, was will das geben?" mit einer Frische und Innigkeit, daß Frau Marcella entzückt war, dann, nach einem Blick auf Thea, die wie verzaubert dasaß, wiederum „Du bist die Ruh'".

Während dieses Liedes ging die Thür leise auf, und Asta von Flügge trat ein. Sie war in Hut und Promenadentoilette, trug einen Sonnenschirm in der einen und winkte Frau Marcella mit der andern Hand, ruhig sitzen zu bleiben, sie wolle nicht stören. Ein unruhiger, halb spöttischer, halb verbissener Zug lag auf ihrem Gesicht, ihre Mundwinkel zuckten. Sie ließ sich auf einen Sessel nahe der Thür nieder und drehte nervös ihren Schirmgriff zwischen den Fingern, dazwischen bald Thea, bald Frau Marcella unter den Wimpern hervor betrachtend. Kaum war Harry zu Ende, als sie losbrach: „Auch mal wieder zur Veränderung das? Na, damit feiern Sie nun wohl nächstens Ihr fünfhundertstes Jubiläum! Uebrigens bin ich nicht wenig erstaunt, Sie hier zu finden, bester Sennfeldt, und so ganz an sein de famille — singend — und Cigarettenrauch im Zimmer — das ist ja allerliebst! Verzeih' nur, daß ich hier so hereingeplatzt bin, liebste Marcella! Aber wie konnt' ich ahnen —? Ich wollte mich nur nach Euch umsehen, Euch zu einer Promenade abholen, und nun —

„Du thust ja gerade, als ob Du uns bei einem Verbrechen ertappt hättest!" lachte Frau Marcella unbefangen.

„O", lachte Asta mit halb unterdrückter Ironie sehr höflich, „durchaus nicht, ganz im Gegentheil — das ist ja eine so reizende Ueberraschung! Ich wußte ja nicht, daß die erste Bekanntschaft gestern gleich eine solche Intimität zur Folge haben würde. Und dann, offen gestanden, wenn Frau von Sennfeldt wüßte —".

„Na, laufen Sie nur gleich hin und sagen Sie's ihr!" brach Harry unwillig aus.

Frau Marcella war ernst geworden. „Ich kann unmöglich annehmen, daß Sie gegen den Willen Ihrer Mutter hier sind, Herr von Sennfeldt!"

„Halten Sie mich denn für ein Baby, gnädige Frau", erwiderte er aufbrausend, „das erst die Mama bei jedem Ausgang um Erlaubniß fragen muß?"

„Aber, liebste Marcella", fiel Asta mit einer etwas süßlichen Freundlichkeit ein, „so habe ich es ja gar nicht gemeint, Du mißverstehst mich durchaus. Es handelt sich nur um das Singen. Frau von Sennfeldt ist etwas besorgt, wie Du weißt. Und da Harry — Herr von Sennfeldt — heute noch bei Prinz Schönburg singen soll, könnte sie fürchten —"

„Soll! Soll! Soll!" warf Harry dazwischen. „Von Sollen ist schon gar keine Rede. Versprochen hab' ich's, das ist wahr. Aber das thut nichts, thut gar nichts. Ich hab' mir die Stimme nur geschmeidig gesungen. Und wenn ich dort schlecht sänge oder heiser wäre, würde mir auch nichts d'ran liegen. Ich hasse dieses Muß-Singen. Ich hab's satt. Ich will nur singen, wo's mir Freude macht. Blos da kann ich gut singen. So, nun wissen Sie's!"

Harry hatte jetzt etwas von einem ungezogenen, trotzigen Jungen an sich in seinem Wesen. Asta lachte laut, aber es klang nicht recht natürlich. „Na, im Allgemeinen sind Sie doch immer sehr für dies „Muß-Singen" eingenommen gewesen", sagte sie mit einem Ton, aus dem die Absicht, ihn zu treffen, ziemlich deutlich hervorklang, „die bösen Zungen haben in Berlin sogar behauptet, Sie betrieben ein Gewerbe damit —"

„Ein Gewerbe?" fragte er achselzuckend, sie mit forschenden, beinahe feindlichen Augen messend. „Hab' ich noch je einen Nickel mit meinem Singen verdient oder verdienen wollen? Man weiß überall, daß ich nicht für Geld singe."

„Aber für gutes Essen und Trinken — sagt man", erwiderte sie lachend. „Sollten Sie wirklich nicht wissen, daß Sie den Spitznamen „der Braten-Barde" führen?"

Nun es heraus war, schien die Sprecherin ihrem eifersüchtigen Groll Genüge gethan zu haben. Vielleicht that es ihr sogar leid, daß sie Harry bis in die Lippen erbleichen und ihn die letzteren dann zwischen die Zähne klemmen sah, während ein Blick voll Haß unter seinen Wimpern hervorschoß. Sie begann einzulenken. Mit der ihr eigenen, geschmeidigen Grazie und unbefangenen, fast kindischen Munterkeit sagte sie: „Ich habe aber ganz und gar nicht die Absicht gehabt, hier den neidischen Störenfried zu spielen und dieses Familien-Idyll zu sprengen, meine Herrschaften! Im Gegentheil — wenn ich auch noch ein bischen Kaffee haben kann — ich nehme sogar 'ne Cigarette, wenn's keinen sittlichen Anstoß erregt — und wenn Harry — Herr von Sennfeldt — uns noch was vorsingen will — ich bin dabei!"

Harry hatte sich gefaßt. Er verneigte sich ironisch vor Asta. „Danke! Muß bedauern. Ich habe meinen Kaffee schon abgesungen. Und da Sie mich daran erinnert haben, daß ich heute noch zu Schönburg's muß, ich die Herrschaften hier auch in so angenehmer Gesellschaft zurücklasse, will ich mich lieber empfehlen." Er trat zu Frau Marcella. Seine Mienen waren wieder ruhig und heiter, das weltmännische, selbstzufriedene Lächeln lag auf seinen Lippen. „Gnädige Frau — vielen Dank! Und — er beugte sich über ihre Hand — auf Wiedersehen! Nun komm' ich erst recht wieder." — Er hatte sich schon abgewandt, um sich von Thea und Asta zu verabschieden, als er sich noch einmal wieder umdrehte. „Sie erlauben's doch?" fragte er mit einem strahlenden Gesichtsausdrucke.

Frau Marcella mußte selber wieder lächeln. Sie neigte freundlich zustimmend ihr Haupt. Dann ging er. Unter der Thür rief er noch einmal zurück: „Es war sehr hübsch". Dann schwenkte er seinen Strohhut mit dem flatternden Bande noch einmal grüßend und war verschwunden.

„Man kann ihm gar nicht böse sein, nicht wahr?" fragte Asta, hinter ihm her sich bequemer in ihren Fauteuil zurücklehnend.

„Wir haben ja wahrlich keine Ursache dazu", erwiderte Frau Marcella. „Er hat uns eine große Freude gemacht und war ausgesucht liebenswürdig."

„Ja", machte Asta gedehnt und zog mit der Spitze ihres Sonnenschirmes, sich leicht vorbeugend, allerlei Kreise über den Zimmerteppich, „er ist sehr entzückt von Euch — ganz besonders von Dir, liebe Cella. Er schwärmte gestern Abend noch eine halbe Stunde lang von Dir. Er hält Dich für das Ideal Dessen, was er unter einer Frau versteht, hat er mir gesagt. Was willst Du mehr? Wa

SLUB
Wir führen Wissen.